Danziger Dampfboot.

№ 121. Freitag, den 28. Mai. 1869. 40ster Jahrgang.

Das „Danziger Dampfboot" erscheint täglich Nachmittags 5 Uhr, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.
Abonnementspreis hier in der Expedition Portechaisengasse Nr. 5.
wie auswärts bei allen Königl. Postanstalten pro Quartal 1 Thlr. — Hiesige auch pro Monat 10 Sgr.

Inserate, pro Petit-Spaltzeile 1 Sgr.
Inserate nehmen für uns außerhalb an:
In Berlin: Retemeyer's Centr.-Ztgs. u. Annonc.-Büreau.
H. Albrecht, Tauben-Straße 34.
In Leipzig: Eugen Fort. H. Engler's Annonc.-Büreau.
In Hamburg, Frankf. a. M., Berlin, Leipzig, Wien u. Basel.
Haasenstein & Vogler.

Telegraphische Depeschen.

Paris, Mittwoch 26. Mai.

Der „Moniteur de l'Armée" sagt, daß die versuchsweise vorgenommenen Truppen-Beförderungen auf Eisenbahnen durch Aenderungen des Kriegsmaterials veranlaßt seien.

Madrid, Donnerstag 27. Mai.

In der gestrigen Sitzung der Cortes hielt der Republikaner Lopez eine längere Rede, welche mit den Worten schloß: Unglücklich ist derjenige König, der nach Spanien kommt, er wird endigen, wie Maximilian.

— Die Cortes haben die Artikel 109—112 der Verfassung angenommen. Garcia Lopez erörtert die künftige Haltung der republikanischen Partei, die Republikaner werden trotz des Votums für Monarchie friedlich die republikanische Propaganda fortsetzen; sie werden dem Verkündigungsfeste der Verfassung nicht beiwohnen, sich aber ruhig verhalten, wenn die zukünftigen Minister das Stimmrecht des Volkes, die individuellen Rechte und die Freiheiten desselben achten.

Politische Rundschau.

Die heutigen Berliner Blätter melden: Graf Bismarck ist so mit Arbeiten überhäuft, daß er den König nicht nach Hannover wird begleiten können. Der Großherzog von Schwerin wird sich der Königl. Inspektionsreise in der Stadt Hannover anschließen. —

Der Reichstags-Abgeordnete Graf v. d. Schulenburg-Beetzendorf und 50 Genossen, meist Konservative, darunter Prinz Albrecht, von Moltke, Eichmann, Steinmetz und Romberg, haben folgenden Antrag eingebracht: Der Bundeskanzler möge dafür Sorge tragen, daß der Reichstag pro 1870 bis spätestens den 1. Februar einberufen werde. —

Das Zollparlament ist auf den 3. Juni zusammenberufen, wird also in 14 Tagen schon versammelt sein. Der Zeitraum zwischen der Berufung und dem Zusammentritt ist ein so kurzer, daß man wohl nicht irrt, wenn man annimmt, daß gewisse Berathungen erst geendigt, gewisse Entscheidungen getroffen sein mußten, ehe die Berufung ergehen konnte, daß aber die Entscheidung nicht früher als Ende letzter Woche erfolgt ist. Dies trifft zusammen mit dem Tage der Beendigung der Steuerdebatten im Reichstage. In diesen hat aber der Bundeskanzler schon mit Resignation erklärt, daß er wohl sehe, der Reichstag werde ihm auf die jetzigen Steuervorlagen kein Geld geben. Wenn er sich darüber klar geworden ist (und wir hoffen zur Ehre des Reichstags, daß er in der That alle Ursache dazu hat, auf die Bewilligung zu verzichten), so muß er sich auch darüber klar sein, daß die Aussichten auf die Petroleumsteuer im Zollparlament dies Jahr durchaus nicht besser sind wie im vorigen Jahre. Die volkswirthschaftlichen Gründe gegen diese Steuer sind dieselben geblieben, dagegen ist der politische Grund, der im vorigen Jahre dagegen geltend gemacht wurde, der nämlich, daß eine Versammlung der Regierung keine neuen Einnahmen mit neuer Belastung des Volkes zuweisen darf, welche nicht die Kontrolle über die zugewiesenen Gelder und die Mittel in Händen habe, auch entsprechende Erleichterungen eintreten zu lassen, dieser Grund ist durch die Erfahrung des letzten Jahres noch verstärkt und durch die letzten Steuerdebatten im Reichstage noch bestimmter in den Vordergrund getreten. Nach der Verwerfung der Steuervorlagen im Reichstage ist der höchsten Wahrscheinlichkeit nach auch die Verwerfung der Petroleumsteuer im Zollparlament zu erwarten. Jedenfalls muß dieselbe schon Seitens des Bundeskanzlers und des Zollbundesraths in Betracht gezogen sein. Da sie sich aber trotz der üblen Aufnahme der Steuervorlagen im Reichstage doch zur Berufung des Zollparlaments entschlossen haben, so darf man wohl erwarten, daß sie die Reform unseres Zolltarifs diesmal nicht wie im vorigen Jahre an die Bewilligung der Petroleumsteuer knüpfen. Im vorigen Jahre wurde bekanntlich die ganze Vorlage über die Tarifreform zurückgezogen, nachdem die Petroleumsteuer verworfen war. Der ersten Vermuthung, die man bei der Zurückziehung der Tarifreform hatte, daß sie in einer Aufwallung des Aergers ihren Grund hatte, ist zwar damals von der officiösen Presse sehr lebhaft widersprochen worden, aber sie hat sich doch, nach Allem, was später darüber zur Kenntniß gekommen ist, als richtig erwiesen. Diesmal scheint ja aber die Sache besser gehen zu sollen. Hoffentlich werden sich die Reformen nicht bloß auf solche Artikel erstrecken, welche weder für die Staatsfinanzen noch für die Volkswirthschaft eine besondere Bedeutung haben, wie die Mehrzahl der auf die sogenannte Freiliste gesetzten, und auch nicht bloß auf solche wie der Zucker, bei dem eine Mehreinnahme durch Verringerung des Zolles erzielt wird, sondern auch auf solche, welche, wie das Eisen, vor Allem eine volkswirthschaftliche Bedeutung haben. Wenn die Interessenten an billigem Eisen, in erster Linie also Landwirthschaft und Schifffahrt, sich etwas rührten, so könnte das gar nicht schaden.

Der Gedanke, das preußische Abgeordnetenhaus zu einer außerordentlichen Sitzung zu berufen, existirt in dem Kopfe des Grafen Bismarck, und was in diesem Kopfe existirt, das kommt auch, wenn die Hindernisse nicht zu groß sind, gewöhnlich zur Ausführung. Graf Bismarck überträgt die Ueberraschungen, mit denen er auf dem auswärtigen Gebiete so große Erfolge erzielt hat, jetzt auf die innere Politik. Die Entdeckung der ungünstigen Lage der preußischen Finanzen, welche er erst im März gemacht, hat ihn unruhig gestimmt und er möchte nun mit der Energie, welche eine so werthvolle Eigenschaft seiner Natur ist, diese Lage beseitigen. Unsrer Meinung nach thut man ihm Unrecht, wenn man dabei weitere Hintergedanken voraussetzt. Graf Bismarck betreibt die Steuerprojecte nicht mit Hinblick auf den im Jahre 1872 der Bewilligung des Reichstags unterliegenden Militairetat. Solche Berechnungen auf die weite Zukunft hin liegen seinem Charakter vollkommen fern. Er hat viel zu sehr das Bewußtsein, daß ihm in jeder Noth der Gegenwart die Hülfsmittel nicht fehlen werden, als daß er sich Sorgen machen sollte um das, was außerhalb des Kreises der gegenwärtigen Aufgaben liegt. Sein Blick ist heute nur auf die noch immer nicht geschwundene Möglichkeit eines Conflictes mit Frankreich gerichtet. Es erschreckt ihn der Gedanke, daß für einen solchen Fall der preußische Staat finanziell schlechter ausgerüstet ist, als er es 1866 war. Das ist der eigentliche Grund seiner heutigen Hast. Ob dieser Grund berechtigt ist, wollen wir nicht untersuchen. Unser Staatsschatz ist gefüllt. Der Glanz unsrer Waffen giebt uns einen Credit, welcher für die ersten Monate eines Feldzuges vollkommen ausreichen würde, und bei der Natur der modernen Kriege werden die ersten Monate über Sieg oder Niederlage entscheiden. Was wir heute aussprechen möchten, ist eine Warnung, welche auf ziemlich genauen Mittheilungen über die Stimmung der entscheidenden Parteien im Reichstage beruht. Wenn Graf Bismarck im Laufe dieses Sommers den preußischen Landtag vorzeitig beruft, so wird zu dem Fiasko, welches nicht er, sondern die Finanzkunst des Herrn v. d. Heydt im Reichstage erlitten hat, ein zweites Fiasko im Abgeordnetenhause hinzutreten. Das letztere wird sich nicht dazu verstehen, auf Grund einer so oberflächlichen Schilderung, wie sie die Denkschrift des Herrn v. d. Heydt enthält, Bewilligungen eintreten zu lassen. Und wir wollen sogleich die Gründe andeuten, warum das Abgeordnetenhaus sich nicht dazu verstehen kann. In der Denkschrift des preußischen Finanzministers ist uns mitgetheilt, daß das Deficit des Jahres 1868 durch die vorhandenen Kassenbestände bis auf einen geringen Rest gedeckt ist. Die Sorge um dieses Deficit drückt uns also vorläufig nicht. Was nun das laufende Jahr 1869 betrifft, so hat sich die Verwaltung auch hier zu helfen gewußt. Aus dem Jahre 1868 ist der sehr bedeutende Betrag von 23½ Millionen an Einnahmeresten in das laufende Jahr hinüber gekommen. Diese Reste bestehen aus creditirten indirecten Steuern, Bergwerksrevenuen u. dergl. Die Verwaltung hat angefangen, diese Credite zu kündigen und die bisher gewährte lange Frist von 9 Monaten auf 3 Monate zu verkürzen. Was die Zollcredite betrifft, so hat die preußische Regierung im Zollbundesrathe darauf angetragen, den großen Importeuren fortan nur einen Credit von 3 Monaten zu gewähren. Dieser Antrag ist einstimmig bewilligt und seine Ausführung setzt die Verwaltung in den Stand, das etwaige Deficit des laufenden Jahres reichlich zu decken und noch einen Ueberschuß an Betriebscapital übrig zu behalten. Auch dieses Jahr macht also keine Schwierigkeiten und es handelt sich demnach nur um die Bilanz des Budgets für 1870. Was folgt aus diesen Verhältnissen für das preußische Abgeordnetenhaus? Daß es sich über die Finanzlage erst dann schlüssig machen kann, wenn ihm das Budget für 1870 und eine einigermaßen zutreffende Uebersicht über die Einnahmen des Jahres 1869 oder doch der ersten Hälfte dieses Jahres vorgelegt wird. Es wird jenes Budget zu prüfen, die darin aufgestellten Ausgaben zu revidiren haben. Es wird ferner aus den Nachweisungen für das Jahr 1869 den Schluß zu ziehen haben auf die Richtigkeit der Einnahmeberechnung, welche im Etat von 1870 angenommen sind. Ohne solche Unterlagen kann das preußische Abgeordnetenhaus keinen Beschluß fassen. Diese Unterlagen aber sind erst im nächsten Herbste zu beschaffen. Folglich würde es nicht blos zwecklos, sondern für die Wünsche der Regierung geradezu schädlich sein, den preußischen Landtag früher als etwa im October zu berufen.

Wir warnen also vor zu raschen Beschlüssen. Die Session des Reichstages hat hinreichend gezeigt, wie empfindlich eine Volksvertretung gegenüber einer überstürzten Steueranforderung ist. Es liegt das in ihrer Natur und in ihrer Pflicht. Sie hat die Interessen des belasteten Volkes zu wahren. Sie hat die neue Belastung erst dann zu votiren, wenn die

Existenz und die Wohlfahrt des Staates es durchaus verlangen. Wenn sie anders handelt, so vernichtet sie sich selbst. Im preußischen Abgeordnetenhause aber ist es noch viel schwerer, mit der Forderung eines wenn auch nur vorübergehenden Steuerzuschlages durchzubringen, als im Reichstage. —

Aus Hannover wird geschrieben, daß die Hannoveraner bereits anfangen, an das air militaire der preußischen Offiziere sich zu gewöhnen und daß die Anwesenheit der preußischen Garnison in den hannoverschen Städten häufig zu scherzhaften Bemerkungen und Witzen Anlaß böte. Ein junger Lieutenant, so wird erzählt, besuchte kürzlich in Gesellschaft mehrerer Damen eine gothische Kirche in einer hannoverschen Provinzialstadt, woselbst ihnen unter andern Reliquien eine silberne Maus gezeigt wurde. Der Küster erzählte, die Stadt sei vor alten Zeiten einmal von einer Mäuseplage heimgesucht worden, die aber sofort gewichen, als ein frommer Bürger der Kirche dieses kleine silberne Thierchen zum Geschenk gemacht hatte. Der Lieutenant konnte sich des Lachens über diese Mähr, welche er als Unsinn bezeichnete, nicht enthalten. Der Küster aber erwiederte ruhig: „Es ist wahr, die jetzige Generation glaubt nicht an solche Wunder, sonst würde die Stadt schon längst der Kirche einen silbernen Lieutenant votirt haben.“

Wiener Correspondenzen wollen wissen, daß sich in den diplomatischen Kreisen der österreichischen Hauptstadt ein entschiedener Umschwung zu Gunsten des Grafen Bismarck vollzogen habe, indem man jetzt dem preußischen Premier nicht nur keine direct gegen Oesterreich gerichteten Absichten mehr zutraut, sondern ihn auch für einen Mann hält, mit dem man zu einem modus vivendi gelangen könne, welcher zugleich den Bestrebungen der preußischen Politik, den Verträgen, sowie den Bedürfnissen der Machtstellung Oesterreichs entspräche, vorausgesetzt, daß seinen Absichten nicht durch mächtigere Einflüsse eine andere Richtung gegeben werde. Man führt zur Unterstützung dieser Ansicht an, daß die Wiener Officiösen aufgehört haben, den Grafen Bismarck zur Zielscheibe ihrer Angriffe zu machen, und überall, wo sie einen nergelnden Ton gegen Preußen anstimmen, es vorzugsweise auf die Hofpartei abgesehen sei. — Sollte ein solcher Umschwung im Urtheile über den Grafen Bismarck wirklich eingetreten sein, so dürfte die Veröffentlichung der berühmten Depesche vom 20. Juli 1866 nicht wenig dazu beigetragen haben. —

Bei den neulichen Debatten in Wien über die Volksschule ist wiederum zur Sprache gekommen, daß unter hundert österreichischen Militairpflichtigen factisch nur achtundzwanzig lesen können, während in Preußen auf 100 bereits 96 kommen. Und nicht etwa ausnahmsweise die Kroaten und Slovaken, denn von sechsundvierzig Mann der Tyroler Kaiserjäger kann nur Einer lesen. Wie kann bei einem solchen niedern Stande der Volksbildung von einer Selbstbestimmung die Rede sein?!

Verdienen muß sich die Gesammtbevölkerung die Freiheit. Dazu gehört Bildung, Reife und Charakterenergie. So lange diese aber fehlen, bleibt alles Andere Schwindel. —

Wiener Blätter melden aus Rumänien, daß Fürst Carl sich mit Gedanken auf eine Heirath mit der Schwester des Königs von Griechenland trage. Etwa mit Derjenigen, welche dem Exkronprinzen von Hannover zugedacht war? —

Ein altes, von den Gegnern des allgemeinen Stimmrechts oft mißbrauchtes Dichterwort sagt: „Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen.“ — Napoleon hat bisher seinen Stolz darin gesetzt, die Stimmen zu zählen und sich als den Erwählten von so und so viel Millionen hinzustellen. Wenn er heute die Stimmen, welche selbst in der Provinz seinen Gegnern zugefallen sind, zusammenrechnet, so wird er finden, daß ihm vielleicht mehr als ein Millionchen abhanden gekommen ist. Die Regierungs-Candidaten haben gesiegt, aber fast überall nur mit geringen Majoritäten. Die Landbevölkerung ist nicht mehr in blindem Gehorsam dem Kaiserthum ergeben, sie hat an einzelnen Stellen die Officiellen erst „gewählt“, nachdem sie ihnen das feierliche Gelöbniß abgenommen hatte, daß sie gegen jede abenteuerliche Politik und für die Politik des Friedens allein arbeiten wollen. — Wenn der Kaiser aber heute die Stimmen wägt — wie schwer fallen denn die 26 Namen in die Wagschale gegen die 196 Getreuen! —

Die Regierung hat die Majorität — aber was für eine! Die Opposition hat es nicht zu dem ersehnten Viertel der Stimmen gebracht, sie muß sich mit einem Zehntel genügen lassen; aber in diesem Bruchtheile pulsirt der Haß und die Thatkraft entschlossener Männer, in ihr ist die Jugend Frankreichs vertreten. — Und der Jugend gehört die Zukunft. —

Die Stadt Bonny, die Hauptstadt des gleichnamigen Negerreiches und früher der bedeutendste Sklavenmarkt an der Guineaküste, jetzt der wichtigste Platz für den europäischen Handel im Nigerdelta, ist nach den neuesten Berichten von der Westküste Afrikas ein Raub der Flammen geworden. Schon seit December hatte eine sengende Hitze die Gebäude in solchem Grade ausgedörrt, daß ein Funke genügte, sie in Brand zu setzen. Gegen Anfang April war ein großer Theil der Einwohnerschaft, welche auf 12—15,000 Köpfe, darunter mehr als die Hälfte Sklaven, geschätzt wird, auf's Land zur Oelernte ausgegangen, so daß die wenigen starken und tüchtigen Männer, die noch zurückgeblieben waren, das Feuer nicht zu bemeistern vermochten, um so mehr, als die Brandspritze noch nicht bis nach Bonny vorgedrungen ist. Das erste Anzeichen der Feuersbrunst war eine dichte Rauchwolke, die sich aus einem Hause des nordwestlichen Stadttheils empor wälzte. Dort kochte ein altes Fischweib die im Stadtbache gefangene Beute ab, bei welcher Beschäftigung es wahrscheinlich das Feuer nicht sorgsam genug hütete. Ein Westwind riß die Flammen bald über die engen Gassen hin und schon in wenigen Minuten standen an funfzig Häuser von Rauch umhüllt. Nun beobachtete man eine merkwürdige Erscheinung — Explosionen folgten auf Explosionen, manche von gewaltiger Kraft, die hohe Feuergarben durch die Rauchwolken empor sandten. Die Häuptlinge und Vornehmen der dortigen Negerstämme sind nämlich überzeugt, daß ihr Ansehen und ihre Sicherheit im Verhältnisse zu dem Pulvervorrathe stehe, über den sie gebieten können; sie tauschen daher nichts lieber gegen ihr Palmöl ein als Pulver. Einer der Häuptlinge hatte 200 Fässer zu je 25 Pfund dieses gefährlichen Stoffes; die Explosion sprengte sein Haus mit furchtbarer Gewalt in die Luft, zerstörte viele Häuser ringsum und verbreitete die Feuersbrunst in einem Augenblicke über eine weite Fläche. In anderen Häusern befanden sich minder große Pulvervorräthe, die jedoch zusammen auf viele Tausend Pfund anzuschlagen waren. Man hätte unter diesen Umständen wohl viele Verluste an Menschenleben erwarten dürfen, doch kamen nicht mehr als 15 bis 20 Leute um, der Mehrzahl nach Sklaven, die zur Rettung der Habe in die brennenden Häuser hinein geschickt worden waren. Von der Stadt Bonny standen nur noch die Wohnungen zweier Häuptlinge, als am andern Morgen ein Sturm mit furchtbaren Regengüssen heranzog und das Feuer löschte.

Locales und Provinzielles.

Danzig, den 28. Mai.

— An Militärpensionen, Verwundungs- und Verstümmelungszulagen kommen in Preußen gegenwärtig 5,468,585 Thaler zur Auszahlung. Hiervon erhalten 5620 Officiere und im gleichen Range stehende Beamte und Aerzte 3,617,850 Thaler; die Mannschaften vom Feldwebel abwärts erhalten zusammen 1,850,735 Thaler. Vor der Campagne von 1866 betrug jene Summe 3,913,782 Thaler, an welcher damals 4013 Officiere und Beamte mit 2,706,155 Thalern participirten.

— Die gestrandete Hamburger Brigg „Löwe“, welche für 191 Thlr. verkauft worden, ist gestern abgebracht und in den Hafen geführt worden.

— Baumpflanzungen in den Straßen sind gewiß in mancher Beziehung zu empfehlen, indessen sollten die betreffenden Hausbesitzer, welche schon alte Bäume vor ihren Häusern stehen haben, darauf halten, daß morsche oder dürre Aeste zeitig entfernt werden. Schreiber dieses passirte heute früh die Hundegasse. Ein morscher starker Ast fiel von dem vor dem Hause Hundegasse und Poststraßenecke stehenden hohen Lindenbaum gerade vor ihm herunter und würde ihn, wäre er nur einen Schritt weiter vor gewesen, gewiß nicht unbedeutend verletzt haben. Hinzukommende Dienstmänner entfernten den Ast.

— [Ein untröstlicher Gatte.] Vor einiger Zeit machte ein braver Bauersmann einer Wittwe aus unserer Stadt Eröffnungen, welche unzweideutig eine Werbung um ihre Hand waren. Die Wittwe war so davon überrascht, daß sie sich einige Tage Bedenkzeit ausbat. Aber es vergingen ein, zwei, es vergingen sechs Monate, ohne daß der werbende Bauer wieder ein Lebenszeichen von sich gab. Endlich in voriger Woche erschien er bei der Wittwe, die ihn schon längst aufgegeben hatte. Er war blaß, traurig und hatte Thränen in den Augen. — O, sagte er beim Eintreten, was ich für Unglück habe, meine Frau, meine gute Frau ist mir gestorben. — „Aber, wenn die erst jetzt gestorben ist, wie kamen Sie denn schon m September dazu, mir einen Heirathsantrag zu machen, sie lebte ja damals noch?“ — Ja, das ist wohl wahr, meine Frau war damals noch nicht todt, aber sie war krank, sterbenskrank und der Doktor hatte sie schon aufgegeben!

— Am 16. d. Mts. wurde der Schmiedegeselle Herrmann Kossowski von hier an einer Stichwunde in das hiesige Lazareth aufgenommen und ist am 26. in Folge einer Gehirnhautentzündung, welche jedenfalls mit der Stichwunde im ursächlichen Zusammenhange steht, gestorben. Die Untersuchung wird das Nähere ergeben.

— Vor einiger Zeit kam es in Stettin auf der Straße zu einem Konflicte zwischen mehreren Artillerie-Offizieren und zwei jungen Männern vom Civil, welche letzteren sich einiger Damen angenommen hatten, die von den ersteren insultirt wurden. In Folge dieses Vorganges sind zwei Offiziere zu 14tägigem Arrest und der dritte zur Versetzung nach Stralsund verurtheilt worden.

Gerichtszeitung.

Criminal-Gericht zu Danzig.

1) Eines Tages im Januar d. J. kam der Gutsbesitzer v. Laschewski zu Rothhof von Danzig nach Hause. In seinem Rocke hatte er eine Brieftasche, worin sich in einer besondern, durch eine Feder zu öffnenden Tasche mehrere Sorten Papiergeld, darunter 2 preuß. 25-Thalerscheine, befanden. Den Rock legte er in sein Wohnzimmer und vergaß, die Tasche herauszunehmen. Am andern Tage, an welchem er lange geschlafen, fehlten aus der Tasche die beiden 25-Thalerscheine. Der Verdacht fiel auf sein Dienstmädchen Julianne Müller, welche am Morgen in der Wohnstube lange allein gewesen. In einer demnächst bei den Eltern der Müller, den Tagelöhner Müller'schen Eheleuten zu Rothhoff, vorgenommenen Haussuchung fanden sich 8 Thlr. in einem Kasten unter dem Ofen versteckt und Müller selbst wurde im Besitze eines 25-Thalerscheins getroffen. Es gestand denn auch die Julianne Müller, die beiden 25-Thalerscheine aus der Wohnstube des v. Laschewski genommen zu haben, mit dem Bemerken, daß sie dieselben dort gefunden habe. Sie hat dieselben ihrer gleichfalls bei Laschewski dienenden Schwester Amalie, der sie die Art des Erwerbes erzählte, gegeben. Diese brachte sie zu ihren Eltern, den Tagelöhner Müller'schen Eheleuten, welchen gleichfalls die Art des Erwerbes mitgetheilt wurde. Den einen Schein nahm die verehel. Müller, wechselte ihn in Danzig und verausgabte das Geld bis auf 8 Thlr. Den andern Schein nahm der Ehemann Müller an sich. Die Julianne Müller giebt noch an, die Scheune für Einthalerscheine gehalten zu haben, die Amalie Müller, daß sie es zwar für Papiergeld erkannt, aber gleichfalls nicht den Werth gewußt; ebenso der Tagelöhner Müller, wogegen die verehel. Müller anführt, in Noth gewesen zu sein und das Geld zu Einkäufen für sich und die Ihrigen benutzt zu haben. Außerdem sind geständig: die Amalie Müller, dem Laschewski 3 Teller, 1 Flasche und ein Taschentuch, und der Tagelöhner Müller, dem Laschewski eine Quantität Gerste gestohlen zu haben. Der Gerichtshof bestrafte die 12jährige Julianne Müller mit 4 Tagen, die Amalie Müller mit 14 Tagen und die Müller'schen Eheleute mit je 1 Monat Gefängniß und Ehrverlust. 2) Der Inspector auf dem Gute Gr.-Bölkau — Lulkowski — bemerkte eines Tages, daß die beiden Knechte Gebrüder Julius und Heinrich Ratzki von den Vorräthen ihres Brodherrn Kleeheu entwendeten, um damit die Pferde zu füttern. Er machte ihnen deshalb Vorwürfe, hielt ihnen entgegen, daß ihnen dies wiederholt untersagt sei, und drohete ihnen mit Ordnungsstrafen. Darüber waren die Gebrüder Ratzki so entrüstet, daß sie den Lulkowski ergriffen und denselben mit einer Mistforke resp. einer Schaufel so schlugen, daß derselbe blutende Wunden auf dem Körper davon trug. Der Gerichtshof bestrafte Beide mit je 14 Tagen Gefängniß. 3) Auf dem Schulhofe der rechtstädtischen Mittelschule hatten die Schüler derselben Hackbarth und Fürstenberg während der Pause einen Streit, wobei Hackbarth dem Fürstenberg mit einer Weidenruthe wiederholt in's Gesicht schlug. Der Thierausstopfer Herm. Böck, welcher dies sah, zog den Hackbarth von dem Fürstenberg ab, versetzte ihm eine Ohrfeige und sperrte ihn in einen Kohlenschuppen ein, wo er ihn mehrere Minuten sitzen ließ. Böck ist deshalb der vorsätzlichen Mißhandlung und der widerrechtlichen Freiheitsberaubung angeklagt. Es ist indeß festgestellt worden, daß Böck die Thüre des Kohlenschuppens nicht geschlossen und den Hackbarth nicht gehindert hat, denselben zu verlassen Böck wurde deshalb der Freiheitsberaubung für nichtschuldig erachtet, dagegen wegen der Mißhandlung zu 1 Thlr. Geldbuße, event. 1 Tag Gefängniß verurtheilt. 4) Der Händler Ebenstein von hier hatte im März d. J. dem Kürschnergesellen Johann Fest hieselbst einige Kutschermäntel zur Reparatur übergeben. Letzterer hat sich aus dem ihm dazu gelieferten Material einen sogen. Schmu gemacht, aber so viel, daß er daraus für sich 18 Mützen hat anfertigen können. Er wurde wegen Unterschlagung zu 3 Tagen Gefängniß verurtheilt. 5) Die Arbeiter Gebrüder Herrmann und Anton Pieper haben erweislich einige Stücke Holz, dem Kaufmann Hepner gehörig, vom Stadtgraben am Petershagen gestohlen. Ein Jeder von ihnen erhielt dafür 14 Tage Gefängniß. 6) Eines Tages im Januar d. J. hielt der Fuhrmann Lemke in Stadtgebiet an der Schönfeld'schen Brücke mit einem Wagen, auf welchem sich einige Ballen alter Lumpen befanden. Während Lemke seinen Wagen verließ und in ein Haus hineinging, zogen die Geschwister Bertha und Eduard Schielke aus Ohra eine Quantität Lumpen aus den Ballen und entfernten sich damit eiligst. Der Werth derselben beträgt nur einige Pfennige. Der Gerichtshof bestrafte die Bertha Schielke mit 1 Woche und den Eduard Schielke wegen seiner Jugend mit 1 Tag

Gefängniß. 7) Die Wittwe Marie Louise Wiebowski geb. Wannow von hier hat geständlich dem Trödler Förster aus dessen Remise 10 Hemden und einen Tuchrock gestohlen. Sie wurde dafür mit 4 Wochen Gefängniß bestraft. 8) Die verwittwete Arbeiter Wilhelmine Klawitter aus Käsemark erhielt 1 Woche Gefängniß, weil sie dem Deichhauptmann Wessel zwei Faschinen gestohlen hat. 9) Die Wwe. Caroline Teßmer geb. Koscharski hierselbst ist angeklagt: der verehel. Lehmann einen Pfandschein über eine Brosche und 2 Boutons, im Werthe von 6 Thlrn., gestohlen zu haben. Die Teßmer giebt an, daß sie der Lehmann 3 Thlr. Darlehn gegeben und dieselbe ihr zur Sicherheit den qu Pfandschein verpfändet, sie denselben allerdings, als sie in Noth war, für einen Thaler verkauft habe. Diese Anführungen wurden von der Lehmann als unwahr bezeichnet und von derselben hervorgehoben, daß der Pfandschein aus ihrer offenen Kommode zu einer Zeit gestohlen wurde, als die Teßmer bei ihr wohnte, und diese ihr selbst nach demselben hat suchen helfen. Der Gerichtshof gewann die Ueberzeugung von der Schuld der Angeklagten und verurtheilte sie zu 1 Monat Gefängniß und Ehrverlust. 10) Die 12jährige Laura Math. Reinke aus Oxra ist angeklagt, ihrem Dienstherrn, Hofbesitzer Grischow in Ziganckenberg, 6 Cigarren gestohlen zu haben. Sie bestreitet den Diebstahl und behauptet, die Cigarren unter dem Bette des Grischow gefunden und in ihre Kleidertasche gesteckt zu haben, um sie ihrem Brodherrn abzugeben. Daran sei sie verhindert worden, indem die Frau Grischow wider Erwarten die Revision ihrer Tasche vornahm und darin die Cigarren vorfand. Diese Behauptung wurde, in so weit sie das Finden betrifft, von der Frau Grischow widerlegt. Die Reinke erhielt 1 Tag Gefängniß. 11) Der Zimmergeselle Frdr. Kneller aus Schöneck hat geständlich aus der Sobbowitzer Forst ein Kieferende gestohlen und erhielt dafür 14 Tage Gefängniß. 12) Die Wittwe Stark in Ziganckenberg wurde wegen wörtlicher Beleidigung des Schulzen Grischow daselbst zu 10 Thlrn. Geldbuße event. 4 Tagen Gefängniß verurtheilt.

König Midas.

Es ist eine interessante Persönlichkeit, dieser Eisenbahn-König Dr. Strousberg. Ich möchte ihn König Midas nennen. Denn die Mythe sagt, daß einst eine Fee dem armen jüdischen Knaben, der später den Palast in der Wilhelmsstraße sich gebaut, erschienen sei, mit dem freundlichen Anerbieten, sich eine Gunst zu erbitten. Darauf habe der kleine Baruch Hirsch Strausberg (damals noch nicht Bethel Henry Strousberg) aus Ovid die Worte Midas' citirt:

Schaff, daß Alles, was meine Hand auch berührt,
In funkelndes Gold sich verwandle.

Die gütige Fee sagte ja zu, und seitdem wird Alles, was dieser glückliche Sterbliche unternimmt, zu blankem Golde. Insbesondere gilt von ihm der Ovid'sche Vers:

Eine Scholle berührt er;
Die Scholl' in der mächtigen Hand war flimmerndes Erz.

Es scheint fast, als ob der römische Dichter damit schon auf den Berliner König Midas hingedeutet habe. Denn diesem schaufelt jeder Spatenstich in die Erdschollen, die seine Bahnschienen zu tragen bestimmt sind, flimmerndes Erz oder wenigstens in Erz leicht verwandelbares Aktien-, Wechsel- und Banknotenpapier zu. Ein König mit so „mächtiger Hand" ist natürlich für die Berliner ein Gegenstand ganz vorzüglicher Verehrung, ein Jupiter, für dessen Goldregen große Empfänglichkeit herrscht. Wenn ein moderner Dichter sagt: Hätte Danae den Regenschirm, wer weiß, ob sie ihn nicht aufgespannt, — so läßt sich von der Hauptstadt Berlin mit Gewißheit sagen, sie spannt ihn nicht auf. Man ist auch ganz zufrieden damit, daß die Spree immer noch keinen Goldsand treibt. Dem alten phrygischen Könige wurde das Gold zu viel, das jede Berührung ihm verschaffte, er wusch sich auf Anrathen eines Gottes die Hände im Pactolus, wurde das Gold los, und seitdem wälzt es der Fluß mit sich. Unser König Midas denkt nicht daran, seine vorzügliche Wunderkraft in der Spree los zu werden. Mag auch vieles mythisch sein, was die Hauptstadt sich erzählt, als ein wahrer König repräsentirt sich unser Midas jetzt schon.

Er hat einen Hof, oberste Hofchargen, Oberhofchargen, Hofchargen, ein Hofmarschallamt, einen Hausminister, eine Hofkammer, ein Hofjournal. Auch das Kron- und Hausfideikommiß fehlt nicht, was manchen Leuten nicht recht sein soll. Er hat gegen alle Eventualitäten gesicherte Familiengüter in verschiedenen Theilen der Monarchie und über die Grenzen desselben hinaus. Feinde Preußens verdächtigen ihn sogar als den Pionier preußischer Annexionsgelüste. Er hat Paläste in Berlin und anderswo. Sein hauptsächliches Residenzschloß ziert die Wilhelmsstraße in Berlin, die Straße der Minister und Gesandten. Die in der Mitte der Façade angebrachte hohe, durch beide Etagen reichende Halle, von vier mächtigen korinthischen Säulen gebildet, die ein reich verziertes Gebälk mit großem Frontispice tragen, verfehlt niemals, die Passanten, denen sich zum ersten Male dieser Anblick bietet, zu fesseln und zum Eintritt in den herrlichen Bau einzuladen. Wir betreten das Vestibül, einen hohen prächtigen Raum, von der Vorderfront aus und durch Oberlicht in der Decke beleuchtet. Wir hüten uns, auf dem glatten Marmorparquet auszugleiten und staunen die große doppelarmige Treppe von weißem italienischen Marmor vor uns an, mit einem Geländer aus Porzellan-Biscuit-Ballüstern, mit einem mit rothem Plüsch überzogenen Handgeländer und mit den ebenso bedeckten Stufen. Die Wandflächen im Treppenhause sind aus Stukkmarmor und tragen weiße, reich ornamentirte Gesimse. Wir steigen aber die Treppe nicht hinan, sondern treten rechts in das Vorzimmer des Königs Midas, das als Jagdzimmer dekorirt ist. Nichts als Waffen und Geweihschmuck. Alle Möbel sind aus Geweihen angefertigt. Es folgt das Wohnzimmer mit einem großen Kamin aus Parmazetto, mit einem fast mehr als fürstlich gezierten Schreibtisch. Dahinter liegen noch das Schlafzimmer, dessen Wände und Decke mit Zeug drapirt sind, die Bibliothek, deren Wände zwei Etagen bilden, verbunden durch eine zierliche eiserne Wendeltreppe, und deren Decke in acht Feldern Allegorien der vier Fakultäten, der Kunst, Poesie, Industrie und des Ackerbaues trägt, dann treten wir in einen Säulengang, der in das geräumige Billardzimmer führt, worauf endlich die Bildergallerie uns aufnimmt, die eine große Anzahl von Meisterwerken neuerer Zeit enthält. Wir nehmen entweder denselben Weg zurück oder durchschreiten eine Terrasse, welche beide Flügel des Schlosses hinten verbindet, um das Vestibül wieder zu erreichen und die Gemächer der hohen Gemahlin des Königs Midas, welche links von demselben liegen, zu betreten. Hier wird die Pracht noch größer. Der reich dekorirte große Empfangssaal, der achteckige Musik- und Tanzsaal mit halbrunden Nischen und mit einer Bühne zur Darstellung lebender Bilder, für Orchester u. dgl., das Boudoir der hohen Dame, ebenfalls mit Nischen und mit einem Balkon nach dem herrlichen Garten, das Blumenzimmer, mit einem Marmor-Springbrunnen, folgen einander. Die Zimmer des Herrn und der Frau sind nicht bloß durch das Vestibül miteinander verbunden, sondern auch hinter demselben durch einen splendid ausgestatteten Speisesaal, sodann noch weiter hinten durch die schon erwähnte Terrasse und unterhalb derselben durch eine Glaspassage, die ein Aquarium enthält. Es würde zu viel Raum erfordern, auch die obere Etage, das Souterrain, den Hof, den Garten u. s. w., selbst auch nur im flüchtigsten Umrisse, zu beschreiben. Ich will nur ein großes Badezimmer im pompejanischen Stile mit geräumigem offenen Marmorbassin, in das Marmorstufen führen, erwähnen. Decke und Wände sind mit schönen Malereien geschmückt; daneben ein Zimmer für Wannenbad, Douchen und mit einem russischen Bade. Die Küche im Souterrain zeigt einen Bratofen zu vier vertikalen Spießen, welche durch den Rauch mittels einer Dampfturbine gedreht werden, einen Dampfkessel zum Kochen von Gemüse, Fisch u. s. w., sowie für das russische Bad und zur Dampfwäsche dienend. Für die Dienerschaft sind nicht weniger als 19 Zimmer wohnlich eingerichtet.

Dies ist eins der Schlösser des Königs Midas, der 1823 in Neidenburg von jüdischen Eltern geboren wurde und nach dem Tode derselben als zwölfjähriger armer Knabe in die Fremde ging, um sein Glück zu versuchen. In England legte er den Wanderstab bei Seite und beschritt die erste Staffel zu seiner späteren Höhe damit, daß er in der Dunstanskirche zu London, Fleetstreet, sich taufen ließ und den Namen Baruch Hirsch Strausberg mit Bethel Henry Strousberg vertauschte. Die Fee, die ihm damals erschien und die Gewährung seiner Midasbitte zusagte, zögerte noch eine geraume Zeit, bis der Prozeß der Transsubstantiation alles Berührten in Gold zur Wahrheit wurde. Es ging noch eine Probezeit in Armuth und Entbehrung voran, und dieses läuternde Fegefeuer dauerte auch noch eine Weile, als Bethel Henry Doktor der Philosophie, Journalist und Redakteur wurde, eine Carrière, von der Graf Bismarck behauptet, sie involvire regelmäßig einen verfehlten Lebensberuf, jedenfalls eine Laufbahn, die nicht für Jeden Verwandlung alles Betasteten in flimmerndes Erz bedeutet. Bethel Henry widmete aber seine Feder vorzugsweise merkantilen Interessen, speziell dem Versicherungssache, und hieran knüpfte die Fee an, um ihr Versprechen zu halten. Sie raunte ihm den Gedanken in's Ohr, nach Berlin zu gehen, um hier als Generalbevollmächtigter einer englischen Lebensversicherungsbank es zu versuchen. Im Jahre 1856 nahm Berlin den bevollmächtigten Doktor der Philosophie auf und sieben Jahre lang vertrat derselbe die englische Bank. Während dieser Zeit nahmen die Dinge unter des Doktors Händen schon den Schimmer von Gold an. Seit dem Anfange der sechziger Jahre aber wurde das Bild, das der römische Dichter von dem König Midas entwirft, bei unserm Mitbürger zur vollen Wahrheit. Er wurde Eisenbahnunternehmer, baute (in Preußen nur) die Tilsit-Insterburger, die ostpreußische Südbahn, die Berlin-Görlitzer, die rechte Oder-Ufer-Bahn, die Märkisch-Posensche, die Halle-Guben-Sorausche, ich glaube auch die Hannover-Hameln-Altenbeksche Bahn (oder ist die letztere erst projektirt?). Rumänien ist jetzt das zweite Reich, das er seinem Scepter unterwirft. Man nennt ihn nach diesem annektirten Lande den Herzog von Rumänien, versteht aber darunter oft auch einen wirklichen Herzog, der Mitglied des Reichstages ist und den die Lorbeern in der Gestalt, wie der Doktor Strousberg sie erfaßt, nicht haben ruhig schlafen lassen.

Ein Duell in Köthen.

Humoreske.

(Schluß.)

Lassen wir beide in der „Weintraube" sitzen und ihre Geldbeutel erleichtern, und folgen wir dem Advokaten Riehm. Dieser hielt die Sache keineswegs für sehr spaßhaft, obgleich ihm bis jetzt von der großen Bravour seines Gegners im Schießen, deren sich dieser, wie wir gesehen haben, gegen Meier so gerühmt hatte, noch nichts bekannt geworden war. Trotzdem bereitete sich jedoch Riehm auf die ernsteste Weise für das Duell vor, da er wohl der Ansicht sein mochte, daß nach dem bekannten Sprüchworte, in welchem grade den Dummen das größte Glück zugesprochen wird, dasselbe seinen Gegner schon einmal begünstigen könnte. Auf seinem Zimmer angekommen, ging er eine Zeit lang mit großen Schritten auf und ab, und setzte sich dann an den Schreibtisch, um einen Brief zu schreiben, in welchem er die Ursache seines etwaigen Todes angab und zugleich über sein Vermögen verfügte. Eben hatte er den Brief sorgfältig versiegelt, als es an seine Thür klopfte. Auf Riehm's „Herein" öffnete sich dieselbe und ein Freund des Advokaten, der Doktor Held, betrat das Zimmer.

„Na höre," rief der Doktor dem Advokaten noch in der Thür zu, „das ist eine schöne Geschichte, die ich da von Dir hören muß!"

„Was denn?" fragte Riehm.

„Fragt der Mensch noch „was denn!" Hältst Du denn ein Duell für nichts?"

„Gewiß! Ich halte es eben für ein Duell, für einen Kampf auf Leben und Tod."

„So! Und das sagst Du so ruhig, als ob Du mir damit appliciren wolltest, daß Du frühstücken willst?!"

„Warum nicht? Je weniger ich ängstlich bin, desto sicherer kann ich zielen."

„Das ist wahr. Aber Du wirst doch den armen Bürstenbinder nicht erschießen wollen? Mensch! Bedenke sein Dorchen! — Denn daß er Dich mindestens zwei Schritte weit verfehlt, ist bei seiner bekannten Feigheit sicher vorauszusetzen. Er hat Dich jedenfalls auch nur gefordert, weil Du ihn durch Deine Ruhe täuschtest, weil er glaubte, Du würdest Dich nicht mit ihm schießen!"

„Ob er feig ist oder nicht, weiß ich nicht. Wenn er mich aber nicht trifft, so werde ich ihm einen kleinen Denkzettel anhängen. Jedoch bin ich für alle Fälle vorbereitet."

„Na, hänge nur keinem Todesgedanken nach. Doch halt! Da habe ich einen Einfall! Ja! Ja! Das müßte köstlich werden!"

„Was hast Du denn köstliches?"

„Ein prächtiges Mittel, wie wir ihm einen heilsamen Schrecken einjagen können und doch dabei seinem fetten Körper keinen Schaden zufügen! Höre nur!"

Hierauf setzte Doktor Held dem Advokaten seinen Plan auseinander, der auch zu seiner großen Freude dessen volle Beistimmung fand. Nachdem der Doktor noch versprochen hatte, Secundant Riehm's zu sein, trennten sich die beiden Verbündeten, schon lachend an den nächsten Morgen denkend.

Dieser nächste Morgen brach denn auch für die Gassen- und Winkelstadt Köthen an. Pünktlich um acht Uhr war Riehm mit dem Doktor und noch einigen Freunden auf dem Kampfplatze eingetroffen. Nicht so der dicke Gerhold. Dieser hatte erst seinen Magen noch einmal mit seinem Lieblingsessen: Semmel, Heering, saure Gurken und Kümmel, tüchtig gepflegt, und erschien so ausgerüstet endlich halb neun auch auf der Wahlstatt mit dem festen, durch Meier noch bestärkten Vorsatze, nicht gütlich nachzugeben. Nach-

dem so die Secundanten noch einen vergeblichen Versuch zur Versöhnung der Streitenden gemacht hatten, wurden die Pistolen geladen und die Entfernung der Duellanten von einander abgemessen. Jetzt gab einer der Secundanten das Zeichen zum Schießen. Leichenblaß zielte Gerhold, ruhig lächelnd stand Riehm da. Jetzt drückte der erstere los, der Schuß knallte — — — der Advokat stürzte und lag in seinem Blute. Aschgrau vor Entsetzen stürzte Gerhold auf den bewußtlos Daliegenden zu, mit einem lauten Schrei wollte er fliehen. Damit waren jedoch die Freunde Riehm's nicht einverstanden. Sie ergriffen ihn, hielten ihn fest und setzten dem unglücklichen Bürstenbinder durch Drohungen von Verklagen und dergleichen dergestalt zu, daß derselbe halb todt vor Angst auf die Knie fiel und verzweifelnd ausrief:

„Erbarmen! Erbarmen! Ich will ja alles thun, was Sie verlangen, nur verrathen Sie mich nicht!"

Dann sank auch er bewußtlos nieder.

Seine Peiniger ließen Gerhold ruhig liegen und liefen nun zu Riehm, der — laut lachend aufsprang und rief, während alle Anwesenden sich vor Lachen ausschütten wollten:

„Na, laßt ihn nur liegen, setzt ihm noch derb zu, ich will eilen, daß ich nach Hause komme!"

Hierauf sprang er in einen bereit gehaltenen Wagen und fuhr im Trabe davon.

Jetzt wandten sich die Anwesenden wieder zu dem noch immer bewußtlos daliegenden Gerhold und brachten ihn nach vieler Mühe und noch mehr Kümmel wieder zum Leben. Erschrocken starrte er um sich. Nun wurde ihm seine schreckliche Lage entsetzlich klar. Von neuem wurde ihm von den Anwesenden, die sämmtlich, sogar Meier mit dem Doktor unter einer Decke steckten, mit Drohungen zugesetzt, bis der furchtbar geängstigte Bürstenbinder das Stillschweigen seiner Feinde durch das Versprechen eines Schmauses erkaufte. — —

Am nämlichen Abende waren in demselben Zimmer der Eisenbahnrestauration dieselben Gäste versammelt, die wir zu Anfang unserer Erzählung kennen gelernt haben. Diesmal war es jedoch der Schmaus Gerholds, der sie hier vereinigte. Mitten in der allgemeinen Lustbarkeit rief der Doktor dem ziemlich still dasitzenden Bürstenbinder zu:

„Nun will ich Ihnen aber auch sagen, wie Sie eigentlich Ihren Gegner verwundet haben. Sie haben ihm ein großes Blutgefäß zerschossen!" — Ohne auf die Todesqualen des armen Gerhold zu achten, fuhr er fort: „ich werde Ihnen das gleich beweisen."

Mit diesen Worten öffnete er die Thür des Zimmers und herein trat, von donnerndem Gelächter begrüßt — — — Riehm!!!

„Da sehen Sie das Blutgefäß, das Sie mir zerschossen haben", wandte sich der Advocat zu dem starr dasitzenden Gerhold, indem er ihm eine große Schweinsblase entgegenhielt, „sind Sie denn nun von Ihrer Duellsucht geheilt? Ich fiel absichtlich, als Sie geschossen hatten, und drückte dabei das Blut aus dieser Blase, die ich mir zu dem Zwecke mitgenommen hatte, während Sie dachten, Sie hätten mich erschossen! Nun, glücklicher Weise bin ich's nicht. Wollen wir aber nun wieder gute Freunde sein?"

„Mit Freuden!" rief jetzt aufspringend Gerhold, und schlug in die dargebotene Hand Riehms ein. „Und haben Sie Dank für Ihre Lection, ich weiß jetzt, wie einem Mörder zu Muthe ist!"

„Hoch!" rief der Doktor, und Alle stimmten mit ein, indem sie sich um die beiden Versöhnten sammelten, wie früher um die Streitenden. Dann setzten sie sich wieder zu Tische, dessen Ladung dem Bürstenbinder nun erst mundete.

Von jetzt an waren Riehm und Gerhold die besten Freunde, und man hat nie gehört, daß der letztere wieder Jemanden gefordert hätte.

Vermischtes.

— In Köln ist bekanntlich ein Frauenzimmer Namens Ursula Schmitz in Haft, welches sich selbst als am Theaterbrand betheiligt angeklagt, aber in Bezug auf andere Personen bisher sehr viel gelogen hat. Um die Glaubwürdigkeit dieser Person nochmals zu prüfen, wurde ihr vor einigen Tagen ein achtbarer Bürger vorgestellt. Als sie denselben von rechts und links betrachtet hatte, flüsterte sie dem Polizei-Kommissar, welcher in der betreffenden Untersuchung thätig ist, leise ins Ohr: „Ja, Herr Kommissar, das ist er; er hat sich nur den Bart gekürzt." Hierauf wurde dem Frauenzimmer ein wirklich Verdächtiger vorgestellt, den sie sich ebenfalls genau ansah und dann sagte: „Nein, den Mann kenne ich nicht."

— In Kassel tagten vor einigen Tagen die Lassalleaner. Der „Präsident" von Schweitzer wurde mit bengalischem Feuer empfangen. In der ersten Versammlung hieß es: „Das Kind, das Lassalle aufgezogen, sei jetzt ein Riese geworden, der mit seiner Keule Alles niederschlägt." O, ihr bengalischen Tiger!

— Der Pariser „Gaulois" erzählt folgende Anekdote: In der letzten Wahlversammlung in Vincennes gab Bouley, der Regierungskandidat gegen E. Pelletan, eine Darlegung seiner politischen Grundsätze. Plötzlich unterbrach ihn Jemand mit der lauten Anfrage: Sind Sie ein Anhänger des Krieges? Nein, erwiedert Bouley, ich will den Frieden, ich bin ein Anhänger des Friedens, nur den Frieden!! Dann, antwortet der Unterbrecher, bedürfen wir nicht eines Bouley (boulet = Kanonenkugel). Es war dem Redner nicht möglich, ein einziges Wort weiter zu sprechen, die Versammlung ging unter lautem Gelächter auseinander.

— In Harford wurde kürzlich eine junge Dame, Miß Martha Cairnes, welche ihren Geliebten wegen eines angeblich nicht erfüllten Eheversprechens kalten Blutes in ihrem Zimmer niedergeschossen hatte, nach einer mehrtägigen Assisenverhandlung von den Geschworenen des Mordes für nicht schuldig erkannt und freigesprochen. Während des ganzen Prozesses befand sich die schöne Verbrecherin nicht hinter Schloß und Riegel, da sie ihr Ehrenwort gegeben hatte, sich nicht aus der Stadt zu entfernen, und weil man das gewöhnliche Gefangenhaus der Stadt als keinen anständigen Aufenthalt für sie erachtete. Die Galanterie des Gerichtshofes ging so weit, die Angeklagte von einem elegant gekleideten Sheriff aus dem Hotel, wo sie wohnte, abholen und zurückführen zu lassen. Im Gerichtssaale erschien sie gewöhnlich in reicher Toilette am Arme des galanten Beamten, der sie mit dem verbindlichsten Lächeln zur Anklagebank geleitete und stets mit einer Verbeugung von ihr Abschied nahm. Auf der Promenade, im Hotel, und überall, wo sie sich blicken ließ, bildete die junge Dame den Gegenstand der größten Aufmerksamkeit und Sympathie. Nach ihrer Freisprechung hielt sie in ihrem Hotel ein wahres Lever. Die Honoratioren der Stadt kamen, sie zu beglückwünschen, und am Abend wurde sowohl ihr, als der Jury, welche das freisprechende Verdict abgegeben, eine Serenade gebracht.

Meteorologische Beobachtungen.

27	4	333,58	12,1	O. flau, bedeckt u. regnig.
28	8	335,67	12,4	SW. mäßig, bewölkt.
	12	336,25	15,2	NW. do. hell u. klar.

Markt-Bericht.

Danzig, den 28. Mai 1869.

Heute zeigte sich zwar nur vereinzelte Kauflust auf Weizen, doch waren Inhaber fest und gelang es dadurch für umgesetzte 100 Last unverändert gestrige Preise zu bedingen. Hübscher, glasiger 131.130℔. ist fl. 515; 131/32.130℔. fl. 512½.505; guter, hochbunter 133.134℔. fl. 505.500; 129/30℔. fl. 495; hellbunter 130℔. fl. 492½.490.482½; bunter 129/30℔. fl. 482½ pr. 5100 ℔. verkauft.

Roggen zu letzten Preisen in guter Frage; 130℔. fl. 385; 127/28.126℔. fl. 380.378; 122/23℔. fl. 372½; 121.120/21℔. fl. 367.365 pr. 4910 ℔. Umsatz 50 Last.

Erbsen fl. 375.372½.357½ pr. 5400 ℔.

Rübsen neue Ernte pr. Aug.-Sept.-Lieferung aus Polen fl. 635 Br., fl. 625 Geld pr. 4320 ℔.

Spiritus auf Lieferung in der zweiten Hälfte des Monat Juni Rt. 17 Br. u. Rt. 16½ bez.

Angekommene Fremde.

Englisches Haus.

K. K. französ. General-Consul Baron v. Vaux a. Paris. Fabrikant Breul a. Hannover. Die Kaufleute Schilling a. Celle, Schmidt a. Limbach, Burg u. Cohn a. Berlin, George Bruce u. Wilh. Bruce a. Petersburg u. Pagenstecher a. Bremen.

Walters Hotel.

Rittergutsbes. Brockes a. Orle. Beamter Gödecke a. Gotha. Apoth. Steinort a. Riesenburg. Die Kaufl. Pniower a. Warschau u. Heller a. Königsberg. Frau Gutsbes. Lehmann n. Fam. a. Lappalitz.

Hotel zum Kronprinzen.

Die Kaufl. Halpert u. Hanff a. Berlin u. Märtens n. Fam. a. Neuenburg. Versicher.-Inspektor Hoock a. Königsberg.

Hotel de Berlin.

Die Kaufl. Bertram, Gronert u. Küster a. Berlin, Weber a. Mannheim u. Richter a. Mohrungen. Die Gutsbes. v. Gerlach a. Miloczewo, Frau v. Waldorsky a. Michorowo, Frau v. Zenimirsky u. Frau v. Vaudum a. Cyypusz.

Schmeltzer's Hotel zu den drei Mohren.

Fabrikbes. Gerhardt a. Nordhausen. Kfm. Stiegler a. Mainz. Direktor Braunsdorf a. Erfurt. Frau Gutsbes. Helmann a. Breslau.

Hotel de Thorn.

Die Gutsbes. Halbe n. Fam. a. Güttland, Molkentin n. Fam. a. Berent u. Wessel n. Fam. a. Stüblau. Landw. Oppenheimer a. Elbing. Administr. Hochschulz a. Czenskau. Gärtnereibes. Hummeler a. Elbing. Die Kaufleute Riebe a. Elbing, Rappsilber a. Stolberg, Wennhake a. Quedlinburg, Böhmer a. Breslau und Sandmann a. Berlin.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von Edwin Groening in Danzig.